

Profile statt Rankings

*Eine Methode zur Darstellung von Aktivitäten institutioneller Einheiten der Kommunikationswissenschaft**

Benedetto Lepori / Carole Probst / Diana Ingenhoff

Evaluationen und Rechenschaftspflicht für Forschende nehmen im Hochschulumfeld zu; gerade in Feldern der Geistes- und Sozialwissenschaften stoßen die klassischen Instrumente – oft auf der Basis bibliometrischer Analysen – auf Grenzen, da sie wichtige Eigenschaften der Felder, wie z. B. die Ausrichtung auf das lokale und sprachregionale Umfeld, die hohe Lehrbelastung oder das Gewicht der Publikationen in Buchform nicht berücksichtigen. In diesem Text stellen wir ein Instrument vor, das entwickelt wurde, um den Forschungsausgang kommunikatonswissenschaftlicher Einheiten an Schweizer Hochschulen darzustellen. Dieses Instrument erstellt Forschungsprofile, welche die Aktivitäten in verschiedenen Dimensionen – Wissenschaft, Forschungsausbildung, Lehre und Transfer – abbilden. Solche Profile können als Grundlage für interne Standortbestimmungen, aber auch als Input für (Selbst-)Evaluationen verwendet werden. Der Text präsentiert das Instrument und diskutiert Herausforderungen bei seiner Erstellung und Implementation, illustriert anhand von Resultaten der Studie.

Schlagwörter: Outputprofile, Wissenschaftsindikatoren, Evaluation

1. Einleitung

In den europäischen Hochschulsystemen verbreitet sich eine „Evaluationskultur“, in der Leistung auf allen institutionellen Ebenen systematisch evaluiert wird und in der Entscheidungen bezüglich strategischer Prioritäten, Finanzierung und individueller Karrieren immer öfter auf den Resultaten solcher Evaluationsprozesse basieren (Gläser 2007; Geuna/Martin 2003). Dies hat weitreichende Auswirkungen auf Forschung und Lehre, aber auch auf das Management von Hochschulen und ihren Einheiten. Dieser Trend ist eng verbunden mit dem Druck, Hochschulen zu strategischen Akteuren zu machen, welche Prioritäten definieren und gezielte Profile entwickeln, um auf nationaler und internationaler Ebene anzutreten (Krücken/Meier 2006; Deiacio et al. 2010). Während englischsprachige Länder im Zusammenhang mit der Verbreitung von New Public Management in der Hochschule in diesem Prozess schon weiter sind, verbreiten sich Evaluationen und Managementmethoden auch an kontinentaleuropäischen Hochschulen immer stärker, wie z. B. die Deutsche Exzellenzinitiative zeigt (Weingart/Maassen 2007).

Natürlich war Qualitätsevaluation im Wissenschaftsbetrieb schon immer zentral, und Peer-Evaluationen sind eine wichtige Institution desselben, die garantiert, dass Wissen validiert wird und die besten Forscher ausgewählt werden; auch wurden Prozeduren

* Die Autoren bedanken sich bei der SGKM für die Mitwirkung am Projekt und bei der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten CRUS sowie den Universitäten in Fribourg und Lugano für die finanzielle Unterstützung. Ebenfalls danken wir den weiteren Mitarbeitenden im Projekt, Désirée Donzallaz und Ingrid Hove (Dienststelle für Evaluation und Qualitätsmanagement der Universität Fribourg), Alexandra Bähni (Universität Fribourg), Daniela De Filippo (Universität Lugano), drei externen Beratern im Projekt (Robert Tijssen, Philippe Larédo und Peter van den Besselaar) sowie drei anonymen Gutachtern für ihre nützlichen Kommentare.

zur systematischen Evaluation der Lehrqualität und deren Einfluss auf die Kompetenzen der Lernenden entwickelt, wenngleich nicht immer praktisch angewendet (Rindermann 2003). Neu in der aktuellen Entwicklung der Hochschulevaluation ist die Idee, Standards zu setzen, die unabhängig von Fachbereichen und Landesgrenzen sein sollen – z. B. indem die Sichtbarkeit in internationalen Publikationsdatenbanken als Maß für Forschungsqualität genommen wird –, und die Beurteilung durch Peers durch quantitative Indikatoren zu ersetzen (z. B. bibliometrische Impact Factors). Obwohl viele Experten vor dem Missbrauch quantitativer Indikatoren warnen und empfehlen, Indikatoren und Beurteilung durch Peers zu kombinieren (Butler 2007), besteht das Risiko, dass Zahlen wie der Impact Factor oder Positionen in Rankings nicht nur strategische Entscheide direkt beeinflussen, sondern auch unter Entscheidungsträgern, Hochschulmanagern und Interessengruppen Vorstellungen zur Qualität einzelner Hochschulen, Fächer und Institute verbreiten.

Im Fall der Geistes- und Sozialwissenschaften (GSW) ist dieses Thema besonders komplex, u. a. weil hier auf internationaler Ebene breit abgestützte Definitionen von Qualität fehlen, Landes- und Sprachgrenzen die Felder fragmentieren und verschiedene Publikationskulturen bestehen (Hicks 2004; Archambault/Vignola-Gagné 2004). Auch unterscheiden sich institutionelle Einheiten in den GSW typischerweise in ihrem Aktivitätenmix von Forschung, Lehre und Transfer (was auch Felder wie Informatik, Ingenieurwesen oder Architektur auszeichnet, De Jong et al. 2011). Es wäre schwierig, die Wichtigkeit einzelner Aktivitäten zu definieren, da diese vom Feld, vom Hochschultyp oder von bestimmten Eigenschaften einer Einheit abhängen kann. Berücksichtigt man den breit gefächerten Auftrag von Hochschulen, sind unterschiedliche Ausrichtungen als Pluspunkte zu deuten. Quantitative Evaluationsmodelle, welche Einheiten auf einer einzelnen Skala einordnen, bergen das Risiko, implizit Prioritäten zu setzen und somit Einheiten zu bevorzugen, welche dieser Ausrichtung am besten entsprechen.

Die Literatur zu Wissenschafts- und Technologieindikatoren hat eine Alternative zu eindimensionalen Modellen entwickelt, nämlich *Aktivitätsprofile* (Larédo/Mustar 2000). Statt Qualität messen zu wollen und Einheiten auf einem einzelnen Kriterium zu rangieren, zeigen Profile das Volumen und die Zusammenstellung der Aktivitäten von Einheiten im Vergleich mit einem Set von anderen Einheiten – z. B. alle institutionellen Einheiten in einem Wissenschaftsfeld. Profile zeigen Stärken und Schwächen von Einheiten, sie lassen aber ihren Nutzern verschiedene Optionen für strategische Entscheidungen, statt dass sie die Einheiten dazu drängen, eine einzelne Qualitätsdimension (z. B. internationale Publikationen) zu forcieren.

In diesem Artikel beschreiben wir die Anwendung dieses Konzepts im Fach der Kommunikationswissenschaft in der Schweiz. Das Fach zeichnet sich aus durch starke inhaltliche und sprachliche Fragmentierung (s. Kapitel 3) sowie durch Einheiten unterschiedlicher Ausrichtung – mit Fokus auf Forschung, Lehre oder Transfer. Entsprechend ist es ein äußerst geeignetes Feld für die Einführung von Aktivitätsprofilen wie auch, um deren Wert für strategische und evaluative Anwendungen zu testen.

Im Folgenden besprechen wir zuerst den zentralen Begriff der *Profile*, seine Einbettung in ein Konzept von institutionellen Einheiten als multifunktionale strategische Akteure und seine Komplementarität mit anderen Messinstrumenten wie Rankings. Anschließend widmen wir uns einigen Eigenschaften des Faches Kommunikationswissenschaft in der Schweiz und deren Implikationen für die Konstruktion und Anwendung von Aktivitätsprofilen. Danach zeigen wir auf, wie das Instrument in enger Zusammenarbeit mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft im Fach operationalisiert und validiert

wurde. Abschließend folgt eine kurze Diskussion von Verwendungsmöglichkeiten und der Relevanz eines solchen Instrumentes für Evaluationsprozesse.

2. Profile und Rankings – Hintergrund und Relevanz

Das Profil-Konzept wurde Ende der 1990er Jahre eingeführt als Werkzeug, um die Aktivitäten von (Forschungs-)Einheiten, aber auch von Hochschulen insgesamt zu beschreiben (Larédo/Mustar 2000; van Vught 2009). Es basiert auf einem Verständnis von Forschung als professioneller Aktivität, welche in verschiedenen Kontexten stattfindet und evaluiert wird, wobei jeder Kontext seine eigenen Regulationsmechanismen und Wege zur Produktion von Reputation und Vermögen hat. Da sich Kontext und Zielpublikum zwischen den Fächern unterscheiden, sind für Profile fachspezifische Maßgrößen nötig, insbesondere wenn Lehre und Transfer in die Gesellschaft und Privatwirtschaft berücksichtigt werden (De Jong et al. 2011).

2.1 Institutionelle Einheiten als Multi-Input- und Multi-Output Organisationen

Hinter dem Profil-Konzept steht ein Verständnis von Wissenschaft als weitgehend kollektive Aktivität, in der verschiedene Aktivitäten, Kompetenzen und Ressourcen in organisierten Einheiten (Labors) verwaltet werden, um wissenschaftlichen Output zu generieren (Latour/Woolgar 1979). Während Einzelpersonen auf einer einzelnen Dimension rangiert werden könnten, bieten sich multidimensionale Profile für die Evaluation institutioneller Einheiten geradezu an.

In unserem Projekt definieren wir institutionelle Einheiten als *organisierte kollektive Gebilde*, die von der Institution, zu der sie gehören, offiziell anerkannt sind, einen gewissen Grad an interner Organisation aufweisen und ihr eigenes Budget verwalten (Larédo/Mustar 2000). In der Praxis macht es die unterschiedliche Organisation der Schweizer Hochschulen schwierig, diese Einheiten einheitlich zu identifizieren – in einigen Fällen entsprechen sie dem Modell deutscher Lehrstühle mit einem Professor, in anderen Fällen sind es größere Institute mit komplexerer interner Struktur (s. Kapitel 3.1).

Die Literatur befasst sich regelmäßig mit der Vielfalt von Aktivitäten und Produkten von Labors; nicht nur im Hochschulumfeld basieren die meisten Labors auf verschiedenen Inputs (personelle/finanzielle Ressourcen und Infrastrukturen), um gemeinsam Outputs zu produzieren (Universitätsabschlüsse, Publikationen, Transfer in die Wirtschaft und Gesellschaft) (Larédo/Mustar 2000). Das Profil-Konzept beinhaltet die Idee, dass die Aktivitätsdimensionen nicht unabhängig voneinander, sondern durch Komplementaritäten und Zielkonflikte gekennzeichnet sind, und dass es legitim ist, dass Einheiten diese Dimensionen in ihrem Portfolio unterschiedlich gewichten (Larédo/Mustar 2000; Schmoch et al. 2010). Während Studien über reine Forschungslabors Komplementaritäten zwischen Forschung und Transfer fokussieren (Bonaccorsi/Daraio 2003; Carayol/Matt 2004), muss bei der Analyse von Hochschuleinheiten auch die Lehre einbezogen werden, da Mitglieder einer Einheit oft in Forschung und Lehre engagiert sind und es möglich ist, dass sich diese Bereiche beeinflussen, z. B. indem Forschungsergebnisse für die Lehre aufbereitet werden.

Das bedeutet, dass es nicht genügt, eine einzelne Dimension zu analysieren, um die Aktivitäten und möglicherweise auch die Produktivität zu beurteilen; vielmehr ist es nötig, alle wichtigen Produkte anzuschauen. Profile bieten eine künstliche Darstellung davon, wie Einheiten Abhängigkeiten handhaben, und berücksichtigen die Einschrän-

kungen, die durch ihre Organisationsgestaltung und institutionelle Positionierung, aber auch ihre Beziehungen zu anderen Einheiten entstehen.

In den letzten zehn Jahren ist eine kleine Anzahl an Publikationen dazu erschienen, wie das Messen von Profilen von institutionellen Einheiten oder Hochschulen operationalisiert werden kann (Larédo/Mustar 2000; van Vught 2009), und Profile wurden erstmals in Projekten wie dem niederländischen „Evaluating Research in Context“ (EriC – www.eric-project.nl; Spaapen et al. 2007) angewendet. Allgemein werden drei Aktivitätsdimensionen betrachtet:

1. *Ausbildungsaktivitäten* produzieren Abschlüsse und Unterprodukte wie Lehrstunden und Thesen; eine Unterteilung nach Stufe (Bachelor, Master und Weiterbildung) ist möglich.
2. *Wissensproduktionsaktivitäten* entwickeln neues Wissen und Forschungskompetenz und werden meistens anhand wissenschaftlicher Publikationen untersucht, aber auch durch Forschungsausbildung, v. a. Promotionen.
3. *Transferaktivitäten* machen bestehendes oder neu erarbeitetes Wissen für die Gesellschaft (öffentlicher Transfer) oder die Privatwirtschaft (privater Transfer, Gulbrandsen/Slipersaeter 2007) nutzbar; dazu gehören das Schreiben von Berichten, Beratung, Dienstleistungen und persönliche Expertise (z. B. durch Mitgliedschaft in Kommissionen).

Auch das vom deutschen Wissenschaftsrat initiierte und auf „Informed Peer-Review“ basierende mehrdimensionale Forschungsrating, das in der Pilotstudie „Chemie und Soziologie“ (inkl. Medien- und Kommunikationssoziologie) in Deutschland untersucht wurde, kann in diesem Kontext gesehen werden (Wissenschaftsrat 2008). Die Dimensionen, welche das Forschungsrating untersucht, sind Forschung, Nachwuchsförderung und Wissenstransfer, wobei Lehre in diesem Fall im Wissenstransfer enthalten ist. Allerdings geht das Forschungsrating einen Schritt weiter als die reine Profilbildung: Auf der Basis der gesammelten qualitativen und quantitativen Indikatoren vergeben Experten jeder Einheit für jede Dimension in verschiedenen Kriterien Qualitätsurteile.

2.2 *Limited by Design: die Berücksichtigung kontextueller und institutioneller Randbedingungen*

Das Profil-Konzept beinhaltet die Idee, dass institutionelle Einheiten durch spezifische Aktivitätsmuster Ressourcen anstreben. So konzentrieren sich Einheiten z. B. auf wissenschaftliche Produktion, um Gelder von Forschungsförderern (z. B. DFG, Schweizerischer Nationalfonds) zu erhalten, während andere durch private und öffentliche Verträge Beratung und Transfer finanzieren; eine dritte Option kann die Aufstockung der Lehraktivitäten sein, um mehr Studenten zu generieren und so weitere institutionelle Ressourcen zu erhalten. In diesem ressourcenbasierten Ansatz tendieren institutionelle Einheiten dazu, auf Aktivitäten zu fokussieren, für welche das Umfeld bessere Chancen bietet und in denen weniger Konkurrenz von anderen Einheiten besteht (Joly/Mangematin 1996). Entsprechend hängt das Konzept mit der Idee zusammen, dass institutionelle Einheiten einen gewissen Grad an Autonomie und strategischer Fähigkeit haben und nicht gänzlich von ihrem Kontext (z. B. der Fakultät, der sie angehören) definiert sind.

Gleichzeitig sind institutionelle Einheiten natürlich durch Organisationsgestaltung und Umweltbedingungen stark eingengt. Während sich für Forschungslabors deren Rechtsform und Abhängigkeit von externen Finanzquellen als Haupteinschränkung gezeigt hat („limited by design“; Crow/Bozeman 1998), liegt diese bei Hochschuleinheiten vermutlich in der Zugehörigkeit zu Fakultäten oder Departments, welche die Besetzung

von Professuren und Entscheidungen zum Studienangebot kontrollieren. Entsprechend ist der Freiheitsgrad der hier betrachteten Einheiten vermutlich größer bezüglich Forschung und Transfer als bezüglich Lehre, besonders auf der Bachelor-Stufe (spezialisierte Master und Weiterbildung bieten mehr Flexibilität und Möglichkeiten für einzelne Einheiten, ihre Lehraktivitäten proaktiv auszuweiten). Weitere wichtige kontextuelle Unterschiede beziehen sich auf die Art der Hochschule – z. B. Universität vs. Fachhochschule – und auf interne Unterschiede im untersuchten Fach sowie zwischen den Sprachregionen: Einige Unterfächer sind stärker auf wissenschaftliche Publikationen, andere eher auf Transfer ausgerichtet.

Darüber hinaus ist die Verknüpfung von verfügbaren Kompetenzen, Aktivitätsmustern und externen Ressourcen innerhalb institutioneller Einheiten durch starke Irreversibilität gekennzeichnet (Braam/van den Besselaar 2010). Veränderung ist möglich, benötigt aber Zeit und Ressourcen: Ist z. B. das wissenschaftliche Profil der Professoren niedrig, sind für eine Neuausrichtung mit dem Ziel Wissenschaftsoutput wahrscheinlich neue Professoren nötig, was die Einheit selber aber nicht entscheiden kann. Im Gegensatz zu Management-Ansätzen strategischer Positionierung (Porter 1985) führt das Profil-Konzept im Hochschulbereich nicht zu unabhängigen Nischenstrategien einzelner Einheiten, sondern zuerst zu einem tieferen Verständnis der grundlegenden Faktoren, welche die Aktivitätsmuster erklären und dann zu einem Dialog zwischen den involvierten institutionellen Ebenen – z. B. Hochschulleitung, Fakultät, Einheit – darüber, ob eine Veränderung im Profil gewünscht wird und welche koordinierten Aktionen dazu nötig sind.

2.3 Profile und Rankings: Unterschiede und Gemeinsamkeiten

Profile und Rankings sind beides Instrumente, die quantitative Informationen über wissenschaftliche Aktivitäten im weitesten Sinne geben, um systematisch Individuen, Einheiten oder ganze Hochschulinstitutionen zu vergleichen. Grundsätzlich bauen sie auf ähnlichen Indikatorensets auf: Obwohl die meisten bekannten Rankings – wie das Shanghai-Ranking (Academic Ranking of World Universities) – internationale akademische Sichtbarkeit fokussieren, ist das Ranking ein Instrument, das auch für Lehraktivitäten – wie im Deutschen CHE-HochschulRanking (Federkeil 2002) – oder gar zur Messung der Qualität von Dienstleistungen für Studierende oder des Hochschulcampus angewendet werden kann. Auch bewegen sich Rankings weg vom „Liga-Tabellen“-Modell und werden zu flexibleren Instrumenten, in denen die Anwender bis zu einem gewissen Grad selber die für sie relevantesten Dimensionen auswählen und das Ranking somit ihren eigenen Zielen und Bedürfnissen anpassen können, wie z. B. im europäischen U-Multirank Projekt (CHERPA-Network 2010).

Der grundsätzliche Unterschied zwischen Rankings und Profilen liegt darin, dass erstere auf der Annahme basieren, dass es möglich ist, Einheiten in verschiedenen Kontexten auf einer einzigen Skala (normalerweise auf einem Set von Indikatoren basierend) zu vergleichen. Entsprechend sind Rankings das Instrument der Wahl, wenn ein bestimmter Akteur ein bestimmtes Ziel erreichen will – z. B. ein Akademiker, der die Einheit mit der höchsten internationalen wissenschaftlichen Reputation eruieren will, um sich dort zu bewerben; ein Student, der die in der Lehre beste Universität in seinem Feld in Deutschland sucht; oder ein Geldgeber, der Geld basierend auf einem bestimmten Kriterium (z. B. internationale akademische Sichtbarkeit) verteilen will.

Rankings sind auch nützlich, wenn eine einzelne Aktivitätsdimension oder ein Set ähnlicher Dimensionen im Vordergrund steht, und wenn die zu vergleichenden Einheiten relativ ähnliche Eigenschaften aufweisen. Es ist nicht überraschend, dass Rankings

in Fächern mit einer „globalen Wissenschaft“ besser funktionieren als in den GSW. Entsprechend basieren Rankings auf Homogenität, fördern diese aber auch gleichzeitig.

Im Gegensatz dazu gehen Profile davon aus, dass verschiedene Aktivitätsdimensionen von Hochschulen nicht vergleichbar sind – es gibt keine einzelne Skala oder Aggregation, um sie zusammenzufassen – und es nicht eine wertvollste Aktivität gibt. Nicht nur würden verschiedene Akteure unterschiedliche Prioritäten setzen – z. B. Gesellschaftsvertreter vs. Akademiker –, sondern es gibt auch keine allgemeingültige Regel zur Berechnung der Prioritäten, z. B. dass Grundlagenforschung in einem linearen Modell zu guter Lehre und gutem Transfer führt (Schmoch et al. 2010). Hingegen sind Beziehungen und Hierarchien zwischen den Aktivitäten fach- und kontextspezifisch; wie das Beispiel der Soziologie in Deutschland zeigt, besteht sogar bei Ratings auf Fachebene die Gefahr, dass durch die Bedingung, ein einzelnes Gewichtungsschema zu verwenden, die Heterogenität nicht angemessen berücksichtigt wird (Münch/Baier 2009).

Entsprechend sind Profile in ganz anderen Situationen als Rankings das Instrument der Wahl für Entscheidungsfindungen. Sie sind nützlich, wenn verschiedene Missionen und gesellschaftliche Vorgaben abgewogen werden müssen, zum Beispiel wenn ein Einheitsleiter gleichzeitig wissenschaftliche Exzellenz anstreben, Lehraktivitäten durchführen und die breite Gesellschaft bedienen muss, oder wenn ein Dekan oder Rektor vor der Aufgabe steht, eine Gruppe heterogener Einheiten zu leiten und von jeder das Beste aus den vorhandenen Kompetenzen herauszuholen.

Die Verwendung von Profilen für Entscheidungen in Hochschulen geht also von Hochschulen als offenen Organisationen aus, welche teilweise gegensätzliche Zielsetzungen haben – z. B. die Wissenschaft weiterzubringen vs. Regionalentwicklung zu fördern –, deren Rangordnung zwischen den Einheiten und Fächern variieren kann; dadurch werden Unterschiede zwischen den Einheiten zu einem Vorteil, der das Erreichen unterschiedlicher Ziele ermöglicht. Ebenfalls werden Hochschulen als komplexe soziale Konstrukte gesehen, wo strategische Entscheide nicht von oben aufgezwungen, sondern zwischen den institutionellen Ebenen diskutiert werden; Profile sind Instrumente, welche diese Verhandlungen unterstützen – wobei grundsätzlich alle Wissenschafts- und Technologieindikatoren anfechtbare und diskutierbare Instrumente für den Dialog und nicht objektive Antworten zu Evaluationsfragen sind (Barré 2004).

Im vorliegenden Projekt haben wir eine Anwendung von Profilen entwickelt, welche dieses Verständnis der Funktion von Profilen für das Hochschulmanagement reflektiert (s. auch Kapitel 4.6)

3. Kommunikationswissenschaft: Vielfalt und Fragmentierung

Profile sind vergleichender Natur, sie vergleichen Aktivitäten und Produkte einer Einheit mit einem Referenzset, in unserem Fall andere Einheiten im Fach der Kommunikationswissenschaft in der Schweiz. Für die Erstellung von Profilen müssen der Kontext und die Praktiken des betrachteten Feldes berücksichtigt werden. Deshalb folgt hier ein kurzes Porträt der Schweizer Kommunikationswissenschaft sowie eine Diskussion der Implikationen für das Operationalisieren von Profilen.

3.1 Kommunikationswissenschaft in der Schweiz

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahmen die Schweizer Universitäten, insbesondere Zürich und Fribourg, eine Pionierrolle ein in der Begründung des Faches der Zeitungswissenschaft (Schade 2005b). So wurde 1923 in Zürich das „Journalistische Seminar“ an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät gegründet, die bilinguale Universität Fri-

bourg bot ab 1942 das Fach „Zeitungskunde und Publizistik“ an, und auch an der Universität Bern finden sich erste Lehrveranstaltungen im Fach Zeitungswesen (mit Unterbrechungen) bereits seit 1903. Heute ist das Fach der Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Schweiz breit gefächert und weist inter- und transdisziplinäre Bezüge auf (Saxer 2005): Die 2006 von der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS) eingesetzte „Zukunftskommission für die Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Schweiz“, bestehend aus Fachvertretern des gleichnamigen Fachs in der Schweiz, beschreibt das Fach als eines, das sich v. a. mit „den Rahmenbedingungen, Systemen, Prozessen, Veränderungen, Inhalten, Leistungen, Funktionen, Nutzungen und Wirkungen der öffentlichen Kommunikation, aber auch dem Wandel und den Effekten der nichtöffentlichen Individualkommunikation“ beschäftigt (Zukunftskommission 2006: 3).

Das Fach hat sich in den letzten Jahrzehnten in der Schweiz dynamisch entwickelt. Es zeichnet sich zum einen durch eine Ausdifferenzierung in Bezug auf *unterschiedliche Forschungstraditionen* und zum anderen durch eine *sprachkulturelle Segmentierung* aus (Bonfadelli/Bollinger 1987; Schönhagen 2008).

Hinsichtlich der *Forschungstraditionen, -ansätze und -methoden* lassen sich grob der *sozialwissenschaftliche* Ansatz, welcher auf öffentliche Kommunikation und empirische Methoden fokussiert, sowie der *kulturwissenschaftliche* Ansatz, welcher stärker von verschiedenen Medien und ihrer Analyse ausgeht, unterscheiden. Hinzu kommen Mischformen, die eine wirtschaftswissenschaftliche und/oder informationswissenschaftliche Orientierung aufweisen, oder linguistisch, psychologisch oder soziologisch geprägt sind (Zukunftskommission 2006).

Die *sprachkulturelle Segmentierung* des Fachs konnten Probst und Lepori (2007; Lepori/Probst 2009) mittels einer Analyse von institutionellen Dokumenten, Lebensläufen und Publikationslisten von Professor(inn)en aufzeigen. Daten zum Ort des Doktorats und der Publikationssprache von Professor(inn)en zeigen eine deutliche sprachliche und inhaltliche Trennung zwischen der deutsch-, der italienisch- und der französischsprachigen Schweiz; die Orientierung der einzelnen Einheiten erfolgt innerhalb der eigenen Sprachregion, auch über die Grenzen der Schweiz hinaus; Verbindungen zum englischsprachigen Raum sind v. a. an den Universitäten St. Gallen und Lugano zu beobachten. Die Zusammenarbeit zwischen den sprachlichen und fachlichen Gruppen ist aber relativ gering (s. auch Saxer 2007).

Der Schwerpunkt in der universitären Ausbildung liegt heute bei einer sozialwissenschaftlichen und analytischen Perspektive. Die journalistische Ausbildung ist vielerorts nicht mehr zentral (Süss 2000; Marr 2007). Sie wird an einzelnen Universitäten v. a. im frankophonen Raum im Bereich der Bachelor-Nebenfachausbildung (Universität Fribourg, „Journalisme et Médias“), als „Master en Journalisme“ (Universität Neuenburg) oder als Vertiefungsrichtung innerhalb einer breit angelegten Ausbildung (Universität Genf, „Master en Sciences de la Communication et Médias: Mention Journalisme“) angeboten. Zentral in der journalistischen Ausbildung sind im deutschsprachigen Raum insbesondere die (Fach-)Hochschulen, die sich hier spezialisiert haben.

Betrachtet man das Fach und seine Entwicklungen *historisch* (s. auch Schade 2005a), ist festzustellen, dass sich v. a. im deutschsprachigen Raum der Schweiz ähnlich wie in Deutschland die zunächst häufig journalistische Ausrichtung (die in Deutschland Anfangs v. a. auf Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaften fokussierte) zu Beginn der 70er Jahre zu einer *sozialwissenschaftlich* orientierten *Publizistik* verbreitert hat, dies insbesondere in Zürich und Fribourg. Zu dieser Zeit (1974) wurde auch die Schweizerische Gesellschaft für Medien- und Kommunikationswissenschaft (SGKM) gegründet.

Weitere Schwerpunkte haben sich später etwa in Basel mit einer *kulturwissenschaftlichen Medienwissenschaft* und in St. Gallen mit einer eher *wirtschaftsorientierten* Perspektive entwickelt (Schönhausen 2008). Durch letztere und die Etablierung der Fakultät in Lugano hat auch die *interpersonale Kommunikation* als Forschungsfeld an Bedeutung gewonnen.

Die *Ausbildungsmöglichkeiten* im Feld sind ebenfalls vielfältig. Das heutige Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung an der *Universität Zürich* bietet eine breite sozialwissenschaftlich orientierte Ausbildung an, die mit dem Bachelor oder Master in Social Science in Publizistik- und Kommunikationswissenschaft oder spezialisiert mit dem Master in Kommunikationsmanagement und Kommunikationsforschung abgeschlossen werden kann. An den Universitäten Bern und St. Gallen gibt es keine eigenständige kommunikationswissenschaftliche Ausbildung. Das Institut für Medienwissenschaft der *Universität Bern* ist an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät angesiedelt und bietet „Kommunikations- und Medienwissenschaft“ als Teil eines „Bachelor in Sozialwissenschaften“ (Major und Minor) an. An der *Universität St. Gallen* werden durch das 1998 gegründete Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement auch kommunikationswissenschaftlich orientierte Lehrveranstaltungen angeboten, die den Bachelor in Betriebswirtschaftslehre und den Master in Marketing-, Dienstleistungs- und Kommunikationsmanagement ergänzen. Die Ausrichtung ist wirtschaftswissenschaftlich an die Bedürfnisse der Studierenden der Betriebswirtschaftslehre angepasst. An der *Universität Fribourg* wurde das Fach „Zeitungskunde und Publizistik“ 1966 weiter ausgebaut in das zweisprachige „Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft“, welches an der Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät angesiedelt wurde (heute „Departement für Medien- und Kommunikationswissenschaft“). Seit 2003 wurde das von Studierenden stark nachgefragte Studienangebot personell und thematisch erweitert zugunsten einer breit angelegten, sozialwissenschaftlich orientierten Medien- und Kommunikationswissenschaft. Ein kulturwissenschaftlich ausgerichtetes Studium der „Medienwissenschaft“ auf Master- und Bachelor-Ebene ist an der *Universität Basel* zu finden, mit der 1999 erfolgten Gründung des „Instituts für Medienwissenschaften“ in der Philosophisch-Historischen Fakultät auch als Hauptfach.

Auch die *Fachhochschulen* befassen sich mit dem Fach der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Das Institut für Kommunikation und Marketing an der *Hochschule Luzern* führt neben einem großen Weiterbildungsangebot einen Bachelor of Science in Business Administration, Studienrichtung Kommunikation & Marketing. An der *Fachhochschule Nordwestschweiz* wirkt das Institute for Competitiveness and Communication in verschiedenen Bachelor- und Masterstudiengängen der Hochschule für Wirtschaft mit und bietet Weiterbildung in den Bereichen Kommunikation und Marketing an. An der *Zürcher Fachhochschule* sind zwei Einheiten im Feld aktiv: das Center for Communication an der Hochschule für Wirtschaft Zürich, das sowohl in der Bachelorausbildung als auch in der Weiterbildung tätig ist und stark an Kooperation mit und Transfer zur Privatwirtschaft orientiert ist, und das Institut für Angewandte Medienwissenschaft innerhalb der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, das einen Bachelor in Journalismus/Organisationskommunikation und ebenfalls ein breites Weiterbildungsangebot durchführt.

In der *französischsprachigen* Schweiz wird eine Übergangsphase geortet mit neuen Programmen und Strukturen, die implementiert werden (Viallon 2008). Überwiegend lässt sich im frankophonen Raum ein starker soziologischer Fokus ausmachen. So entstand bereits 1970 an der *Universität Lausanne* das „Institut de sociologie des commu-

nications de masse“, welches sich zwischenzeitlich wieder verstärkt der Soziologie zuwandte. An der *Universität Genf* wird der französischsprachige Master „en sciences de la communication et des médias“ angeboten, dessen Grundausrichtung sozialwissenschaftliche Aspekte teilweise einschließt. Wie oben bereits beschrieben, wird an der *Universität Neuenburg* an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät innerhalb der „Académie du Journalisme et des Médias“ der in 2008 neu aufgelegte MA-Studiengang „Journalismus“ angeboten.

Die kommunikationswissenschaftliche Fakultät an der einzigen *italienischsprachigen Universität der Schweiz in Lugano* ist fachlich breit aufgestellt und zielt auf den interdisziplinären Diskurs (Eppler 2008). Sie bietet seit 1996 ein Vollstudium in Kommunikationswissenschaft an. Der BA-Studiengang ist sozialwissenschaftlich ausgerichtet und wird auf Italienisch angeboten, die vielfältigen spezialisierten MA-Studiengänge auf Italienisch und Englisch befassen sich mehrheitlich mit Kommunikationsmanagement in Organisationen. Die Fakultät hat bis heute einen großen Ausbau sowohl in personeller wie auch institutioneller Hinsicht zu verzeichnen und beschäftigt über 20 Professoren.

Zusammenfassend lässt sich einerseits festhalten, dass die institutionelle Verankerung des Fachs in der Schweiz sehr breit gestreut ist (Romano 2006) und sich von Hochschule zu Hochschule unterscheidet. Kommunikationswissenschaftliche Einheiten sind auf verschiedenen hierarchischen Ebenen angesiedelt, die Bandbreite reicht von einzelnen Lehrveranstaltungen als Dienstleistung für andere Fächer, Vertiefungsschwerpunkten oder Programmen eines Departementes über ein eigenes Departement/Institut bis hin zur Fakultät. Andererseits sind die thematischen Forschungstraditionen, die sich grob in die Hauptcluster *sozialwissenschaftliche* versus *kulturwissenschaftliche* Ausprägung aufteilen und sich durch wirtschaftswissenschaftliche/soziologische Schwerpunktsetzung unterscheiden, auch über die Sprachgrenzen hinweg auffindbar.

3.2 Implikationen für die Konstruktion von Profilen

Die Schweizer Medien- und Kommunikationswissenschaft als Beispiel für die Entwicklung eines Instruments zur Erhebung des Outputs von institutionellen Einheiten ist in verschiedener Hinsicht sinnvoll:

Erstens ist das Fach selbst sehr differenziert in seinen Aktivitäten: Neben einer wichtigen wissenschaftlichen Komponente besteht ein schnelles Wachstum in der Lehre und eine wichtige Tradition des Transfers an die Öffentlichkeit. Einheiten im Fach (und die Fakultäten, zu denen sie gehören) müssen zwischen diesen Funktionen vermitteln und können sich nicht auf eine einzelne Aktivität ausrichten.

Zweitens zeigen sich unterschiedliche Ausrichtungen an Wissenschaft, Lehre und Transfer zwischen den Sprachregionen, Hochschultypen und thematischen Bereichen des Faches, so ist z. B. Journalismus stärker transfer- und praxisorientiert als Publizistik oder arbeitet die Universität in St. Gallen durch ihre Management-Orientierung stärker mit der Privatwirtschaft zusammen als die meisten anderen Hochschulen. Entsprechend würde ein einziges Evaluationskriterium – oder auch der Versuch, verschiedene Kriterien durch Gewichtung auf einer Skala zusammenzubringen – wohl die strategische Ausrichtung einiger Einheiten berücksichtigen, andere aber vernachlässigen und somit auch im Fach unterschiedlich akzeptiert werden.

Drittens ist die unterschiedliche inhaltliche und sprachliche Ausrichtung eine Herausforderung für die Entwicklung einer Methode zur Erhebung von Output institutioneller Einheiten. Es besteht weder explizite noch implizite Einigkeit darüber, was „guter“ Output ist. Während in naturwissenschaftlichen Feldern oft Beiträge in hochrangigen internationalen (also englischsprachigen) Zeitschriften als Maßstab gelten und da-

bei für jeden Fachbereich klar ist, welche Produkte diesen Kriterien entsprechen, ist ein solcher Maßstab für viele Fächer der GSW nicht tragbar. Die europäische Kommunikationswissenschaft, v. a. die nicht-englischsprachige, wird von internationalen Datenbanken schlecht abgedeckt, wie z. B. Studien über die internationale Sichtbarkeit deutscher Wissenschaftler gezeigt haben (Lauf 2001; Lauf 2005).

Nicht zuletzt ist aber auch die Bereitschaft zur Zusammenarbeit innerhalb des Faches vorhanden, ist doch das Bewusstsein für die eigene Identität(sfindung) hoch, was sich bereits mit der Evaluation des Faches im letzten Jahrzehnt zeigte, aus der neben dem erwähnten Bericht der Zukunftskommission auch ein Selbstevaluationsbericht hervorging (SGKM Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft 2004). Wie wir im nächsten Abschnitt aufzeigen, war der Wille der Schweizer Kommunikationswissenschaft zur aktiven Mitwirkung eine zentrale Voraussetzung für das Gelingen des Projektes.

4. Profile operationalisieren: Maßgrößen erarbeiten und darüber einig werden

Wie andere Forschungs- und Technologieindikatoren sind auch Profile keine objektiven Messinstrumente, sondern soziale Konstrukte, bei der sich die beteiligten Akteure einigen, wie Realität auf eine kleine Anzahl quantitativer Messdaten reduziert werden kann (Barré 2004). Neben technischen Aspekten wie der Wahl der Indikatoren oder des Benchmarkings spielen auch konzeptionelle und Machtaspekte mit.

Damit Indikatoren und die daraus gebildeten Profile einerseits relevant, andererseits aber auch im Feld akzeptiert sind, ist es wichtig, die zentralen Akteure des Feldes mit einzubeziehen (Butler 2008). Das vorliegende Projekt basiert auf folgender Konstellation der Akteure, in welcher unterschiedliche Interessen vertreten sind:

Das Projekt ist Teil eines Programmes zur Messung von Forschungsleistungen in den GSW der *Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS)*. Die CRUS geht davon aus, dass es wichtig ist, Forschungsqualität zu evaluieren, und dass die derzeit vorhandenen Instrumente den Feldern der GSW nicht genügen. Die Rektoren haben also Interesse an einem Instrument zur Forschungsevaluation, das auf die GSW, wo Bibliometrie und internationale Rankings als unzureichend angesehen werden, zugeschnitten ist.

Da das Projekt im Fach Kommunikationswissenschaft durchgeführt wird, ist die *Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft (SGKM)* ein wichtiger Partner im Entwicklungsprozess der Evaluationsindikatoren. Die SGKM unterstützt das Projekt und stellt eine *Begleitgruppe* aus Professoren von verschiedenen Hochschulen, welche die Vielfalt des Faches, sowohl bezüglich Inhalten als auch sprachregional, vertreten. In einem Umfeld, in dem immer mehr evaluiert wird, betrachtete es die SGKM als nützlich, die Evaluation des Faches mitzubestimmen und am Design eines Instrumentes, das die Eigenschaften des Faches berücksichtigt, mitzuarbeiten.

In diesem Prozess war der Begriff der Profile eine grundlegende Voraussetzung, um Konsens zu erreichen und die verschiedenen Interessen zu bündeln; gleichzeitig haben auch die Interessen und Überzeugungen der Akteure einige zentrale Entscheidungen beeinflusst.

4.1 Das Instrument: Die Auswahl der Indikatoren

Die Literatur zu Profilen institutioneller Einheiten definiert die wichtigsten Profil-Dimensionen (s. 2.1). Für dieses Projekt haben wir die Ausbildungsdimension in die drei Stufen Bachelor, Master und Weiterbildung aufgeteilt, die Wissensproduktion in wis-

senschaftliche Produktion und Forschungsausbildung. Transferaktivitäten schließlich schauen wir getrennt für den öffentlichen und den privaten Sektor an. Entsprechend sind unsere Profile auf sieben Dimensionen aufgebaut.

Die Operationalisierung von Dimensionen in messbare Indikatoren ist ein anfechtbares Unterfangen, da Indikatoren immer nur Proxies für komplexere Phänomene sein können. Im Folgenden stellen wir unsere Auswahl für jede Dimension dar und erklären ihre Grundlagen und Begrenzungen (s. Moed et al. 2004 für eine Übersicht).

- *Forschungsausbildung* – Bereitstellung von ausgebildetem Forschungspersonal. Wir betrachten hier Aktivitäten im Zusammenhang mit Doktorandenausbildung, da die meisten Nachwuchsforschenden an Universitäten promovieren. Diese Entscheidung ist wohl für Universitäten passend, kann aber bei Fachhochschulen problematisch sein, da diese in der Schweiz keinen Dokortitel vergeben dürfen und die Forschungsausbildung deshalb andere Formen annimmt, wie die Mitarbeit in angewandten Forschungsprojekten. Die gewählten Indikatoren enthalten Volumenindikatoren (Anzahl PhD Studenten), Indikatoren über Produkte (Anzahl abgeschlossener Dissertationen) wie auch zwei einfache Qualitätsindikatoren, nämlich der Anteil Doktoranden, die bereits Publikations- und Konferenzaktivitäten vorweisen, sowie der Anteil Doktoranden mit Auslandsaufenthalten (da allgemein angenommen wird, dass Mobilität positiv ist für Forscherkarrieren). Ebenfalls enthält die Dimension einen Indikator über durch die Einheit organisierte Doktorandenkurse, der allerdings nicht sehr zuverlässig ist, da je nach lokaler Situation solche Kurse auf der Ebene der Einheit oder auf einer höheren institutionellen Ebene organisiert werden.
- *Ausbildung* – Wissenstransfer durch Lehre im Bachelor, Master und in der Weiterbildung. Wir berücksichtigen unterrichtete Stunden und betreute Abschlussarbeiten, da wir diese als die wichtigsten Aktivitäten im Bereich Ausbildung betrachten. Die unterrichteten Stunden unterteilen wir in solche, die von Mitgliedern der Einheit durchgeführt werden, und alle Stunden, die von der Einheit organisiert werden. Die Differenz der beiden Werte verwenden wir als Maß für die Anzahl Stunden, die von externen (nicht in der Einheit berücksichtigten) Dozenten unterrichtet werden.
- *Wissenschaftsproduktion* – Wissensproduktion, die durch die wissenschaftliche Gemeinschaft validiert und anerkannt wird sowie die Teilnahme an dieser Gemeinschaft auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene. Aufgrund der bekannten Probleme mit der Messung wissenschaftlichen Outputs und insbesondere Publikationsoutputs in GSW (Archambault et al. 2006; Nederhof 2006) wenden wir hier einfache Indikatoren an, indem wir die Anzahl Publikationen pro Kategorie (Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften, Monographien, Buchkapitel etc.) wie auch akademische Anerkennungen (Keynote Speeches, Mitgliedschaften in Redaktionen von wissenschaftlichen Zeitschriften, herausgegebene Sonderausgaben etc.) zählen. Auch berücksichtigen wir Drittmittel durch Forschungsförderungsorganisationen wie den Schweizerischen Nationalfonds.
- *Öffentlicher/Non-Profit-Sektor* – Transfer von Forschungsergebnissen in den öffentlichen und non-Profit-Bereich. Diese Dimension berücksichtigt Forschungsverträge mit öffentlichen und non-Profit-Organisationen sowie den Output gegenüber solchen Organisationen durch Mitgliedschaft in Kommissionen/Räten, Forschungsberichte und Präsentationen für die Organisationen. Ebenfalls wird Medienpräsenz angeschaut als Output gegenüber der Allgemeinheit.
- *Privater Sektor* – Transfer von Forschungsergebnissen in die Privatwirtschaft, zur Produktion von Innovation und Wertschöpfung. Analog zur obigen Dimension werden hier Verträge von und Output gegenüber privaten Organisationen angeschaut.

4.2 Der Prozess der Operationalisierung: Zusammenarbeit mit dem Fach

Ausgangspunkt für die Diskussion des Instruments mit der Begleitgruppe war das Konzept der Profile mit verschiedenen Dimensionen, das zu Beginn von der Begleitgruppe für gut befunden wurde. Das Projektteam entwickelte, basierend auf dem aktuellen Stand der Literatur und dem Vorwissen über das Fach, einen Vorschlag zur Messung der verschiedenen Dimensionen durch entsprechende Indikatoren. In der Diskussion mit der Begleitgruppe und den internationalen Experten wurden die Dimensionen und Indikatoren angepasst. Auf dieser Grundlage wurde das Instrument in einer Pilotstudie weiter getestet und anschließend erneut mit der Begleitgruppe besprochen. So konnte ein Instrument erstellt werden, das von allen Akteuren akzeptiert wurde. Mit diesem Instrument wurde die Gesamterhebung durchgeführt.

Dieser Prozess führte zu verschiedenen Entwicklungen der Dimensionen und Indikatoren, welche einerseits auf der Einschätzung der Mitglieder der Begleitgruppe, andererseits auf Erfahrungen aus der Pilotstudie bezüglich Verfügbarkeit und Verifizierbarkeit der Daten beruhten, wobei verschiedene Kriterien berücksichtigt wurden. Während *Validität* und *Reliabilität* stark von der Qualität der konzeptionellen Arbeit abhängig sind, können *Machbarkeit* und *Transparenz* nur in der konkreten Datenerhebung überprüft werden. *Fairness* und *Unabhängigkeit* wiederum werden angesprochen, wenn die Daten analysiert und die Einheiten mit den Resultaten konfrontiert werden. Da in diesem Projekt mit Daten gearbeitet wird, welche direkt von Einzelpersonen erhoben werden, benötigen die Kriterien Machbarkeit und Transparenz besondere Aufmerksamkeit.

Ein interessanter Fall ist der Indikator *Medienpräsenz*. Die ursprüngliche Idee bestand darin, die Forschenden zu bitten, uns mitzuteilen, wann sie wo in Print- und elektronischen Medien präsent waren. In der Pilotstudie aber hat sich gezeigt, dass die meisten Forschenden und insbesondere die Professor(inn)en keine Liste mit ihrer eigenen Medienpräsenz führen. Somit ist der Indikator in dieser Art nicht machbar. Wären solche Listen vorhanden, wäre die Frage der Transparenz wichtig: kann die Information überprüft werden? Dazu testeten wir die Verfügbarkeit solcher Informationen in Datenbanken wie *Lexis Nexis* oder *Factiva*. Die Pilotstudie zeigte, dass darin die Informationen über die Präsenz in Print-Medien relativ gut sind, während für Fernsehen und Radio keine allumfassende Datenbank gefunden wurde. Somit wurde entschieden, nur Präsenz in Print-Medien zu berücksichtigen und diese in den Datenbanken zu erheben.

Ein anderes Beispiel betrifft zwei Indikatoren in der Wissenschaftsdimension. Ursprünglich waren *invited speeches at scholarly conferences* als Indikator geplant. In der Pilotstudie hat sich gezeigt, dass diese Kategorie unterschiedlich interpretiert wurde: Während einige nur Keynote Speeches angaben, zählten andere alle Konferenzbeiträge auf. Da es nicht machbar ist zu überprüfen, ob diese Beiträge wirklich auf Einladung erfolgten, wurde entschieden, den Indikator umzubenennen in *keynote speeches* – eine Kategorie, die z. B. durch Konferenzprogramme überprüft werden kann. Ähnlich ging es mit dem ursprünglichen Indikator *membership in editorial boards of scholarly journals*; hier zeigte sich, dass der Unterschied zwischen *editorial* und *advisory boards* nicht klar war. Der Indikator wurde geändert in *being an editor of a scholarly journal*, was zwar selektiver, aber auch eindeutiger ist.

Die Rolle der Begleitgruppe in diesem Prozess der Definition und Operationalisierung des Instrumentes bestand hauptsächlich darin, die vom Projektteam vorgeschlagenen Dimensionen und Indikatoren zu beurteilen und zu validieren. Durch dieses Vorgehen war es möglich, den Prozess effizient zu gestalten. Ziel war einerseits, das Instru-

ment dem Feld möglichst gut anzupassen, und es andererseits im Fach zu verankern und zu legitimieren, was wiederum dessen Anwendung im gesamten Feld vereinfachen soll.

4.3 *Perimeter-Fragen: Welche Einheiten? Welche Personen?*

In Evaluationen spielt die Definition des Perimeters eine wichtige Rolle. Leider können die aktuellsten Methoden zur Definition wissenschaftlicher Felder, die auf Publikationsdatenbanken und bibliometrischen Techniken wie Co-Authorship, Zitations- und Co-Word-Analysen basieren (Noyons 2004), für die Kommunikationswissenschaft nicht angewendet werden wegen der breiten Streuung der verwendeten Zeitschriften, der Tendenz zur Publikation in Nachbarfächern und dem hohen Anteil an Buchpublikationen. Zur Illustration: Die 571 Zeitschriftenbeiträge in unserem Datensatz (Jahre 2005-2009) erschienen in 330 verschiedenen Zeitschriften, und nur auf 17 Zeitschriften entfallen mehr als fünf Beiträge.

Es wurde deshalb entschieden, ein institutionelles Kriterium zu wählen: Die SGKM bietet in einem sogenannten „KMW-Atlas“ (www.sgkm.ch/medienatlas.html) eine Auflistung von kommunikationswissenschaftlichen Einheiten in der Schweiz. Diese Einheiten sind somit offiziell anerkannt und definieren sich selbst auch als Teil des Faches. In Absprache mit der SGKM-Begleitgruppe wurde diese Liste mit einigen Einheiten ergänzt, die (noch) nicht enthalten waren. Dieses Vorgehen entspricht dem institutionellen Aufbau des Projektes. Es ist aber möglich, dass sich weitere, nicht enthaltene Einheiten mit Kommunikationsaspekten befassen, genauso wie nicht alle Mitglieder der aufgelisteten Einheiten in der Kommunikationswissenschaft aktiv sein müssen und z. B. in fachfremden Zeitschriften publizieren.

Einige im KMW-Atlas enthaltene Einheiten wurden weiter aufgeteilt in Institute oder Lehrstühle; in unklaren Fällen wurde der Leiter der Einheit hinzugezogen. Da sich die Schweizer Hochschulen in ihrer Struktur unterscheiden und nicht alle Lehrstühle als Grundeinheit beinhalten, unterscheiden sich auch die institutionellen Eigenschaften und die offiziellen Bezeichnungen der berücksichtigten Einheiten. Einige entsprechen dem deutschen Lehrstuhl-Modell, bestehend aus einem Professor und verschiedenen Doktoranden, während andere größere und komplexere Einheiten mit mehreren gleichgestellten Professoren bilden. Die Bezeichnung „Lehrstuhl“ wird nur noch in St. Gallen verwendet, während man in Zürich von Abteilungen spricht, in Lugano von Instituten und Laboratorien (die im Prinzip aus mehr als einem Professor bestehen), und in Fribourg ein gesamtes Departement als Einheit betrachtet wird. Diese – unvermeidbaren – Unterschiede müssen bei der Analyse der Resultate berücksichtigt werden.

Eine zweite, grundsätzliche Frage betrifft die Mitglieder der Einheiten. Während der Kern einer Einheit relativ einfach definiert werden kann, treten Fragen auf bezüglich ihrer Grenzen: Wie sollen Forschende, die nur in Teilzeitarbeit angestellt sind und daneben noch anderswo arbeiten, berücksichtigt werden? Grundsätzlich unterscheiden wir zwischen zwei Arten von Indikatoren:

1. Einerseits sind das Indikatoren, welche direkt mit dem Anstellungsgrad der Mitglieder der Einheit verbunden sind – dazu zählen zum Beispiel Unterrichtsstunden oder Drittmittel. Hier wird der Output aller Mitglieder der Einheit berücksichtigt.
2. Andererseits gibt es Indikatoren, welche direkt mit den Personen verbunden sind und nichts mit deren Anstellungsgrad zu tun haben. Diese beinhalten z. B. Publikationen oder Mitgliedschaften in Körperschaften wie einem Verwaltungsrat. Für diese Indikatoren berücksichtigen wir nur diejenigen Mitglieder der Einheit, von denen wir annehmen können, dass ihre hauptsächliche akademische Identität in der untersuchten Einheit ist. Folgende Regel wird dabei angewendet: Wir berücksichtigen eine

Person, wenn ihre Anstellung an der Einheit mindestens 50 % ihrer gesamten Anstellung an akademischen Einrichtungen ausmacht. Sonderfälle (z. B. jemand, der an zwei Orten zu je 50 % angestellt ist) müssen einzeln angeschaut werden.

4.4 Datenerhebung

Die Datenerhebung erfolgte in verschiedenen Schritten. Einerseits wurde die für die Einheit verantwortliche Person in einem Interview zum Profil befragt und gebeten, Zahlen (z. B. über Drittmittel, Unterrichtsstunden etc.) zur Verfügung zu stellen. Andererseits füllte jedes Mitglied der Einheit einen Online-Fragebogen aus und stellte uns seine Publikationsliste zur Verfügung. Informationen zur Medienpräsenz wurden durch die Datenbanken *Factiva* und *Lexis Nexis* erhoben. Alle Daten wurden in einer Datenbank aufgenommen, welche auch automatisierte Abfragen (Queries) zur Produktion der Indikatoren enthält.

Der Entscheid, die Daten direkt von den Einheiten zu erheben – und nicht z. B. über administrative Einheiten der Hochschule – bringt Vorteile bezüglich der Breite der möglichen Informationen, macht aber die Akzeptanz des Instrumentes zu einem zentralen Machbarkeitskriterium. Es hat sich gezeigt, dass es wichtig ist, zu Beginn der Datenerhebung alle Involvierten zu informieren, idealerweise persönlich. Dort, wo dies geschehen war, lief die Erhebungsphase meist reibungslos, während in Einheiten, in denen die Information lediglich per E-Mail verschickt wurde, mehr Widerstand auftrat. Diese Abhängigkeit von den einzelnen Personen führte auch zu Grenzen, da wir nur diejenigen Informationen erhielten, welche die Personen uns geben wollten.

Von den 31 im SGK-M-Atlas aufgeführten Einheiten (inkl. Untereinheiten) haben 22 an der Studie teilgenommen. Der Universitätssektor ist sehr gut abgedeckt: Alle Einheiten in Bern, Fribourg, Lugano und St. Gallen sind dabei, ebenso ein Großteil aus Neuchâtel und Zürich. Hingegen hat nur eine der fünf Fachhochschuleinheiten teilgenommen.

Insgesamt war diese Vorgehensweise erfolgreich und hat gezeigt, dass Datensammlung direkt bei den Einheiten möglich ist; die besondere Stärke unseres Datensatzes liegt in der Möglichkeit, individuelle Daten (z. B. Publikationslisten) mit Daten über die Einheit (z. B. Lehraktivitäten) zu kombinieren, um zu verstehen, wie diese funktionieren und unter welchen Bedingungen sie arbeiten (Lehrbelastung, Studierendenbetreuung usw.). Allerdings war auch der Aufwand für die Datensammlung und die Konstruktion einer allumfassenden Datenbank sehr hoch; möglicherweise wird ein solches Unterfangen in Zukunft vereinfacht durch die Standardisierung einzelner Daten auf Hochschulebene; ein Teil der gesammelten Daten müsste schon in hochschulinternen Datenbanken vorhanden sein.

4.5 Von Kennzahlen zu Profilen: Verschiedene Einheiten auf einer Basis vergleichen

Während die Analyse der Daten zu einzelnen Indikatoren relativ unkompliziert ist, stellt der Vergleich zwischen Einheiten methodische Herausforderungen; einige davon sind technischer Natur, andere hingegen betreffen konzeptionelle Punkte (Probst et al. 2011).

Normalisierung nach Größe: Um unterschiedlich große Einheiten auf derselben Basis zu vergleichen, ist Größennormalisierung notwendig. Gleichzeitig sollte aber eine direkte Interpretation der größennormalisierten Indikatoren bezüglich Leistung vermieden werden, da gerade auch die Größe einen systematischen Einfluss auf die Produktivität hat. Darüber hinaus sind einige Einheiten im Sample so klein, dass größennormalisierte Indikatoren irreführend sein können, da sie vor allem die Leistung einer einzelnen

Person aufzeigen. Daher verwenden wir in unseren Analysen neben größennormalisierten Indikatoren auch absolute Werte.

Die Größe einer Einheit kann unterschiedlich definiert werden, und die Struktur einer Einheit muss berücksichtigt werden, um unfaire Vergleiche zu vermeiden. So haben z. B. Einheit A (drei Vollzeit-Professoren und ein Doktorand) und Einheit B (ein Vollzeit-Professor und drei Doktoranden) dieselbe Anzahl Mitglieder; für die Normalisierung wissenschaftlicher Produktion wäre aber eine Normalisierung anhand der Gesamtanzahl Mitglieder problematisch, da Doktoranden normalerweise weniger zum Output beitragen. Auch können einige Outputs mit der dafür aufgebrauchten Zeit zusammenhängen (und werden somit nach Vollzeitäquivalenten VZÄ normalisiert), andere aber mit den Personen selbst (Normalisierung nach Anzahl Personen).

Aufgrund dieser Überlegungen verwenden wir vier Arten der Größennormalisierung für die Indikatoren, indem wir einerseits zwischen Personenzahl und VZÄ unterscheiden, andererseits nur nach Professoren normalisieren, oder auch Dozierende, erfahrene Forschende und Post-Docs berücksichtigen. In unserem Sample korrelieren diese stark, die Korrelation zwischen Personenzahl und VZÄ ist z. B. bei 0.95 (Pearson Korrelationskoeffizient). Die Wahl der Größennormalisierung hat also bloß einen kleinen Einfluss auf den Vergleich zwischen Einheiten.

Die Kategorie „PhD Studenten und Assistenten“ wird von der Normalisierung ausgeschlossen, da diese viel eher als Output denn als Input gesehen wird; dies scheint angebracht in einem Feld, in dem Dissertationen meistens individuelle Forschungsvorhaben darstellen und nicht an die Teilnahme in großen Projekten gebunden sind, wo Doktoranden viele technische und Routine-Aufgaben übernehmen (Probst 2009).

Benchmarking: Vergleiche benötigen eine Definition der Gesamtheit, mit der verglichen wird. Unser Benchmark besteht im Sample aller am Projekt teilnehmenden Einheiten, welche das Fach ziemlich gut repräsentieren. Das Fach zeichnet sich aber durch hohe Vielfalt aus, weshalb eine individuelle Einheit kaum dem Durchschnitt des Schweizerischen Profils entsprechen wird.

Auch muss entschieden werden, womit verglichen wird – soll z. B. der Durchschnitt, der Median oder das Maximum als Grundlage gelten, oder werden Informationen über Ranglistenplätze gegeben? Jede Möglichkeit hat unterschiedliche Bedeutung. Vergleicht man z. B. mit dem Median, vergleicht man die Einheit mit einer typischen Einheit im Fach, während ein Vergleich am Maximum mit dem „Besten“ vergleicht. Darüber hinaus hängt die Bedeutung dieser Vergleiche stark davon ab, wie die Werte innerhalb der Gruppe verteilt sind: Wenn eine einzelne Einheit zum Beispiel einen viel höheren Wert hat als alle anderen (Outlier), erhalten alle anderen niedrige Resultate gegenüber dem Maximum, was zu falschen Interpretationen führen könnte. Entsprechend muss für jeden Indikator die richtige Wahl für den Vergleich getroffen werden, was eine Analyse der Verteilung der Einzelwerte voraussetzt.

In unseren Analysen verwenden wir meistens den Median als Referenzpunkt und normalisieren mit der Standardabweichung des Samples; für ein kleines Sample ist der Median robuster als der Durchschnitt. Für einige Indikatoren ergänzen wir dies mit einem Vergleich zum Maximum auf einer 10-Punkte Skala sowie mit Informationen über den Ranglistenplatz.

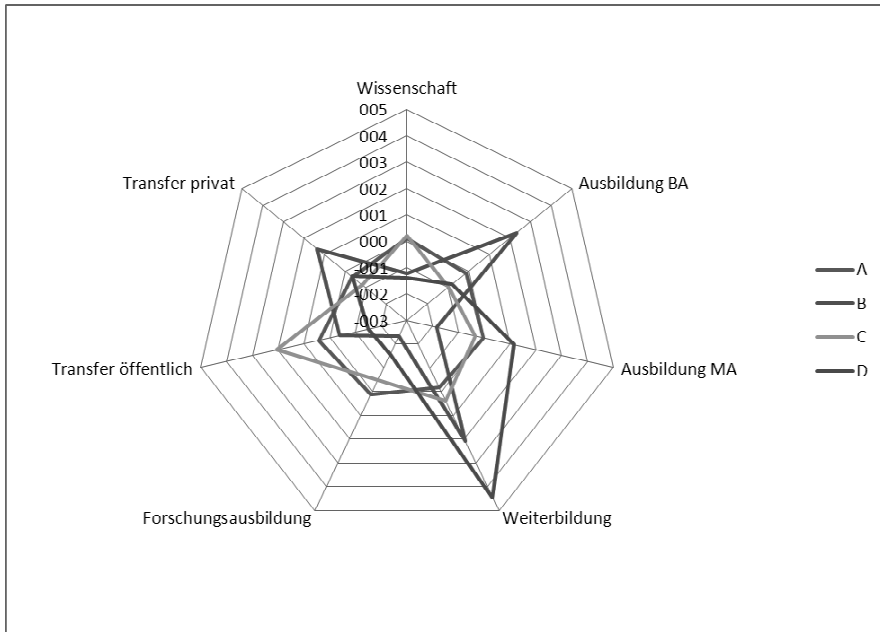
Erstellung der Profile: Die Erstellung der Profile schließlich stellt die Herausforderung, für jede Dimension Indikatoren zusammenzufassen (sog. *composite indicators*). Hier sind zwei Varianten möglich: Einerseits kann ein Hauptindikator pro Dimension gewählt werden, der als repräsentativ betrachtet wird, andererseits können die vorhan-

denen Indikatoren unterschiedlich gewichtet und zusammengezogen werden. In der Diskussion mit der Begleitgruppe wurde die zweite Option bevorzugt.

Dazu wurde für jeden Indikator der Benchmark zum gesamten Sample berechnet (basierend auf Median oder Maximum); anschließend wurden die individuellen Indikatoren unterschiedlich gewichtet und der Gesamtindikator berechnet. Ein Beispiel: Für den Gesamtindikator für die Wissenschaftsdimension wurden folgende drei Indikatoren gleich gewichtet (je 1/3): Drittmittelakquisition, Anzahl akademischer Anerkennungen, Anzahl Publikationen. Da die einzelnen Indikatoren nicht unbedingt stark korrelieren, hätte eine andere Wahl der Gewichtungen möglicherweise Einfluss auf das errechnete Profil. Gerade für die Wissenschaftsdimension ist das der Fall, da z. B. die Korrelation zwischen Drittmitteln von Forschungsfonds und Anzahl Publikationen nur bei 0.18 liegt; würde man die Drittmittel ausschließen, wären die Profile deutlich anders. Die so erstellten Profile sind denn auch nützliche Instrumente für eine erste Visualisierung unterschiedlicher Aktivitätsmuster der Einheiten, für eine korrekte Interpretation ist es aber nötig, die einzelnen Indikatoren genauer anzuschauen.

Grafik 1 zeigt vier unterschiedliche Beispiele gemessener Profile. A ist eine typische Einheit in der Schweizer Kommunikationswissenschaft, deren Aktivitätsprofil nahe am Durchschnitt des Feldes liegt. C und D sind Beispiele von Spezialisierung, die der Einheit Ressourcen einbringt, nämlich Transfer zur Öffentlichkeit und öffentlichen Organisationen – durch viele Verträge für angewandte Forschung – und Masterausbildung und Weiterbildung. B schließlich ist eine Fachhochschuleinheit, deren Profil dem Mandat einer Fachhochschule entspricht, mit einem Fokus auf Bachelor, Weiterbildung und Transfer zum privaten Sektor.

Grafik 1: Profile von Einheiten – Beispiele



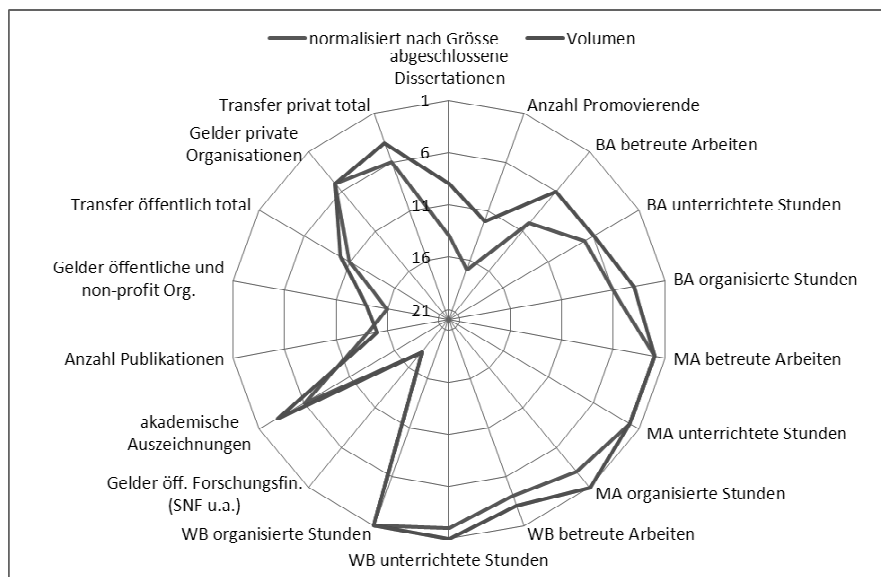
Gespräche mit der SGK-M-Begleitgruppe und mit den Leitern der untersuchten Einheiten haben gezeigt, dass diese Profile die Eigenschaften der Einheiten korrekt repräsentieren und die angewendete Methode somit trotz aller Vereinfachungen zu sinnvollen Resultaten führt. Es zeigen sich klare Unterschiede zwischen den Einheiten; einige können durch institutionelle Eigenschaften wie die Zugehörigkeit zu einer Fachhochschule oder Universität erklärt werden, andere aber zeigen echte strategische Entscheide der Einheiten auf, sich zu positionieren und Ressourcen durch das Fokussieren auf einzelne Aktivitäten zu gewinnen.

4.6 Anwendungen und Erweiterungen

Wie in Kapitel 2 diskutiert, sind Profile grundsätzlich offene Rahmen für Evaluationen und strategische Entscheidungen, die sich besonders gut für Kontexte wie den hier betrachteten, in denen unterschiedliche Akteure tätig und Aktivitäten wichtig sind, eignen. Entsprechend wurde zu Beginn keine einzelne Anwendung der Resultate definiert; vielmehr wurden diese zusammen mit den involvierten Akteuren während des Projekts konstruiert. Während dessen wurden einige dieser Anwendungen bereits getestet oder umgesetzt, während andere gegen Ende des Projektes auftauchen.

Ein erster Nutzen bestand in der Produktion individueller Berichte für alle Einheiten, welche es den Leitern der Einheiten erlauben, sich mit dem gesamten Feld zu vergleichen, Stärken und Schwächen zu erkennen und darauf basierend strategische Entscheidungen zu treffen. Diese Berichte beinhalten die Indikatoren und das Profil der Einheit im Vergleich mit dem gesamten Sample; somit ist Vertraulichkeit gewährleistet, denn jede Einheit erhält nur ihre eigenen Daten.

Grafik 2: Ranglistenplätze einer einzelnen Einheit (Beispiel), $N = 22$



1 = höchster Wert im jeweiligen Indikator

BA = Bachelor, MA = Master, WB = Weiterbildung

Grafik 2 zeigt das Beispiel einer Einheit. Für alle Indikatoren ist hier der Ranglistenplatz der Einheit dargestellt, und zwar sowohl bezüglich Gesamtvolumen als auch normalisiert nach Größe. Damit kann der Leiter der Einheit seine Stärken und Schwächen im Vergleich mit dem gesamten Fach erkennen. Mitglieder der Begleitgruppe unterstrichen diesen Nutzen der Berichte für ihre Entscheidungen.

Eine zweite Anwendung besteht in einem Bericht über die Schweizer Kommunikationswissenschaft, der einen Überblick über das Feld auf der Basis vergleichbarer Daten bietet und auch Einblick in die Vielfalt der Profile und Ausrichtungen der Einheiten gibt. Für diesen Zweck erlaubte die Begleitgruppe, Daten einzelner Einheiten zu verwenden, allerdings anonymisiert. Diese Anwendung ist wichtig, weil sie es gestattet, zum ersten Mal ein Bild des gesamten Feldes zu präsentieren, das sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede darstellt und erste Einblicke in die Hintergründe gibt. Zum Beispiel zeigen die Daten, dass zwei verschiedene Publikationskulturen existieren, eine mit einem Fokus auf englischsprachige wissenschaftliche Zeitschriften, die andere mit Fokus auf Buchpublikationen in den Landessprachen; diese Gruppen entsprechen weitgehend den fachlichen Unterschieden zwischen interpersonaler und Massenkommunikation. Es wurde auch der Wunsch geäußert, die Erhebung in einigen Jahren zu wiederholen, um die Dynamiken und Entwicklungen im Feld aufzuzeigen.

Eine dritte Anwendung, die sich in den Anfangsschritten befindet, ist der Gebrauch der Profile als Instrument für strategische und evaluative Gespräche auf Hochschulebene, da die Resultate sowohl interne Vergleiche wie auch einen Vergleich mit anderen Einheiten in der Schweiz erlauben. Entsprechend haben Rektoren involvierter Hochschulen Interesse signalisiert; in einem Fall wurde ein Report gewünscht, der die Einheiten einer Hochschule zusammenfasst, untereinander und mit anderen Einheiten vergleicht. Erste Erfahrungen zeigen, dass Profile in diesem Kontext ein ziemlich nützliches Instrument zur Unterstützung des Dialogs innerhalb der Einheiten, der Fakultäten und mit der Hochschulleitung darstellen.

Eine geplante Erweiterung ergänzt die Aktivitätsvolumen mit Indikatoren zur internationalen Sichtbarkeit. Sichtbarkeit ist ein wichtiges Kriterium, denn die meiste Literatur zur Bibliometrie integriert Sichtbarkeitsindikatoren als Qualitätsmerkmal. Auch hier verbindet die vorgeschlagene Vorgehensweise verschiedene Aspekte. Die Begleitgruppe einigte sich auf einige Indikatoren, die nützlich sind, um verschiedene Dimensionen internationaler Sichtbarkeit zu messen, inklusive einer detaillierteren Analyse der Zusammensetzung des Outputs, der Entwicklung einer Klassifizierung von Zeitschriften in die Kategorien international, national und berufsbezogen (basierend auf objektiven Kriterien wie der Zusammensetzung der Herausgeberschaft, Herkunft der Autoren, Sprache der Publikationen), und einer Suche in Google Scholar, um Erwähnungen und Zitationen der Publikationen aus den gesammelten Listen zu untersuchen.

Ein erster Test zeigt deutliche Unterschiede im Publikationsverhalten innerhalb des Faches, welche es verunmöglichen, einen einzelnen Indikator für internationale Sichtbarkeit zu definieren; multidimensionale Publikationsprofile scheinen hier geeignet zu sein. Ein Test in Google Scholar zeigt, dass die Publikationen im Fach durchaus internationale Sichtbarkeit haben, auch wenn es nicht ganz klar ist, woher diese kommt, weil nicht öffentlich bekannt ist, wie Google Scholar die enthaltenen Publikationen auswählt. Während also internationale Datenbanken wie Web of Science oder Scopus im Feld nicht verwendet werden können, weil die relevanten Publikationsorgane nicht abgedeckt werden (Lauf 2005), können andere Datenbanken nützlich sein, um zu verstehen, wie weit das Fach auch international sichtbar ist.

5. Schlussfolgerungen

Aus unserer Sicht hat dieses Projekt drei Hauptresultate erreicht. Erstens war es in einem intern stark differenzierten Fach wie der Schweizer Kommunikationswissenschaft möglich, Konsens zum Profil-Begriff und den entsprechenden Maßgrößen zu finden, was im Gegensatz zu den divergierenden Standpunkten zu Rankings und anderen quantitativen Instrumenten zur Leistungsmessung steht. Profile erlauben es, eine gemeinsame Sprache zur Beschreibung von Aktivitäten institutioneller Einheiten zu finden – was u. E. nicht ganz nebensächlich ist.

Zweitens war es möglich, das Konzept mit Indikatoren und Prozeduren zur Datenerhebung, Normalisierung und Benchmarking zu operationalisieren, indem technische Standards aus dem Feld der Wissenschafts- und Technologieindikatoren angewendet wurden. Für alle teilnehmenden Einheiten konnten Daten erhoben werden, und Qualitätsprobleme konnten mit einem vertretbaren Aufwand behoben werden. Die teilnehmenden Einheiten sind größtenteils der Ansicht, dass die gemessenen Profile ihrem eigenen Bild entsprechen und gleichzeitig einen nützlichen Vergleich zum gesamten Feld bilden. Profile können also gemessen werden und erreichen eine gewisse Objektivität.

Drittens entsprechen erste Erfahrungen mit der Verwendung der Resultate unseren Erwartungen: Profile sind tatsächlich flexible Instrumente, die Analysen mit unterschiedlichen Zielsetzungen auf unterschiedlichen institutionellen Ebenen erlauben – der Einheit, der Fakultät/Hochschule, des gesamten Fachs. So bietet der Bericht einer Einheit einen systematischen Vergleich mit dem gesamten Fach, während der Bericht zum Fach in der Schweiz Unterschiede auf nationaler Ebene anspricht. Die Berichte wurden von den Empfängern gut aufgenommen und haben für diese einen Wert. Profile sind also ein nützliches Instrument für Evaluation und Entscheidungsfindung.

Zwei Einschränkungen haben sich aber gezeigt. Einerseits verschieben Profile den Fokus von Qualität zu Aktivitäts- und Produktvolumen, was wir für Evaluationen nicht als Fortschritt betrachten, da allgemein davon ausgegangen wird, dass Qualität an Hochschulen wichtiger ist als Quantität (auch wenn die Zunahme der Studierendenzahlen in den letzten Jahrzehnten hier etwas verändert haben mag). Es ist also wichtig, dass Profile nicht zur Ausrede werden, um die Qualitätsdiskussion zu umgehen, und dass sie mit sinnvollen Qualitätsindikatoren ergänzt werden; Publikationsprofile, welche verschiedene Messungen zu Publikationsaktivitäten vereinen, scheinen in dieser Hinsicht vielversprechend.

Andererseits brauchte die Implementierung des Projektes viel Zeit und Ressourcen, sowohl für das Projektteam als auch für die teilnehmenden Einheiten, welche die Daten liefern mussten. Der Übergang von einem einzelnen universellen Indikator, der aus einer einheitlichen Datenbank produziert wird, zu einem Set von Indikatoren, die lokal gesammelt werden müssen – mit allen Problemen im Hinblick auf Standardisierung und Vergleichbarkeit –, bedeutet einen hohen Implementationsaufwand, was das Risiko birgt, dass Profile ein schönes theoretisches Tool bleiben, in der Praxis aber nie genutzt werden. Dennoch könnten grundsätzlich die meisten hier verwendeten Indikatoren aus Hochschuldatenbanken generiert (und dann durch die Verantwortlichen der Einheiten validiert) werden, was die Machbarkeit deutlich erhöht. Unsere Erfahrung mit den teilnehmenden Hochschulen zeigte einige kritische Punkte, die angegangen werden müssen, wie Standardisierung und Definitionen, Zuschreibung von Output zu Einheiten und schließlich Datenqualitäts- und Datenvalidierungskriterien – Punkte, die für die Profilkonstruktion zwingender sind als für Statistiken auf der Hochschul- oder Fakultätsebene.

Bezüglich der Evaluation institutioneller Einheiten innerhalb von Hochschulen gibt es erste Zeichen, dass Profile tatsächlich ihre Funktion erfüllen können, nämlich eine Sprache und ein Instrument für die Evaluationsdiskussion innerhalb der Fakultäten und zwischen Einheiten und der Hochschulleitung zu entwickeln: Sie erlauben letzterer, die Komplexität und Diversität des Faches mit quantitativen Resultaten zu erfassen, sind aber genügend offen und sensibel, um Unterschiede und spezifische Situationen einzelner Einheiten zu berücksichtigen. Sie sind ein nützlicher Kompromiss und eine Ergänzung zu den universalistischen Ambitionen einiger Indikatoren einerseits und dem lokalisierten und spezifischen Charakter institutioneller Peer Review, wie sie in den meisten Schweizer Universitäten praktiziert wird, andererseits.

Wie uns die Wissenssoziologie lehrt, sind Wissenschafts- und Technologieindikatoren nicht nur technische und Management-Instrumente, sondern auch komplexe kognitive Konstruktionen, die gleichzeitig unser Bild der Welt prägen; diese Vorstellungen beeinflussen auch zu einem großen Teil das Verhalten der Akteure und Entscheidungen des Managements. Wie betont wurde, basieren Profile auf einem Verständnis des wissenschaftlichen Unternehmens, das seine multifunktionelle und vielfältige Natur, aber auch die Wichtigkeit von Komplementaritäten und der Wertschätzung von Unterschieden unterstreicht. Wir sind der Meinung, dass die grundlegendste Begründung in der Entwicklung von Profilen darin liegt, dieses Verständnis – das von den meisten Wissenschaftlern in GSW geteilt wird – auch in entsprechenden quantitativen Indikatoren zu operationalisieren, anstatt Entscheide ausschließlich aufgrund von Indikatoren, die auf Einheitlichkeit und Konkurrenz beruhen, zu treffen.

Literatur

- Archambault, E.; Vignola-Gagné, E. (2004): The Use of Bibliometrics in the Social Sciences and Humanities. Science-Metrix Final Report, http://www.science-metrix.com/pdf/SM_2004_008_SSHRC_Bibliometrics_Social_Science.pdf [21.12.2011].
- Archambault, E.; Vignola-Gagné, E.; Côté, G.; Larivière, V.; Gingras, Y. (2006): Benchmarking Scientific Output in the Social Sciences and Humanities: The Limits of Existing Databases. *Scientometrics* 68 (3): 329-342.
- Barré, R. (2004): S&T Indicators for Policy Making in a Changing Science-Society Relationship. In: Moed, H. F.; Glänzel, W.; Schmoch, U. (Eds.), *Handbook of Quantitative Science and Technology Research*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 115-132.
- Bonaccorsi, A.; Daraio, C. (2003): Age Effects in Scientific Productivity. The Case of the Italian National Research Council (CNR). *Scientometrics* 58: 49-90.
- Bonfadelli, H.; Bollinger, E. (1987): Entwicklungen und Stand der Publizistikwissenschaft in der Schweiz. In: Fleck, F. H.; Saxer, U.; Steinmann, M. F., *Massenmedien und Kommunikationswissenschaft in der Schweiz*. Jubiläumsschrift der SGK. Zürich: Schulthess Polygraphischer Verlag, 3-17.
- Braam, R.; Van den Besselaar, P. (2010): Lyfe Cycles of Research Groups: The Case of CWTs. *Research Evaluation* 19 (3): 173-84.
- Butler, L. (2007): Assessing University Research: a Plea for a Balanced Approach. *Science and Public Policy* 34 (8): 565-74.
- Butler, L. (2008): ICT Assessment: Moving beyond Journal Outputs. *Scientometrics* 74 (1): 39-55.
- Carayol, N.; Matt, M. (2004): Does Research Organization Influence Academic Production? Laboratory Evidence from a large European University. *Research Policy* 33: 1081-102.
- Crow, M.; Bozeman, B. (1998): *Limited by Design. R&D laboratories in the US National Innovation System*. New York: Columbia University Press.
- De Jong, S.; Van Arensbergen, P.; Daemen, F.; van der Meulen, B.; Van den Besselaar, P. (2011): Evaluation of Research in Context. Two Case Studies about Practice-oriented Fields. *Research Evaluation* 20 (1): 61-72.

- Deiaco, E.; Holmén, M.; McKelvey, M. (2010): What Does it Mean Conceptually that Universities Compete? In: McKelvey, M.; Holmén, M., *Learning to Compete in European Universities*. Cheltenham: Edward Elgar, 300-328.
- Eppler, M. (2008): Kommunikationswissenschaftliche Forschung und Lehre im Tessin. Präsentation auf der Jahrestagung der DGPK 2008 in Lugano, 30.04.-02.05.2008, unveröff. Ms.
- Federkeil, G. (2002): Some Aspects of Ranking Methodology. *The CHE Ranking of German Universities*. *Higher Education in Europe* 27 (2): 389-397.
- Geuna, A.; Martin, B. (2003): *University Research Evaluation and Funding: An International Comparison*. *Minerva* 41: 277-304.
- Gläser, J. (2007): The Social Orders of Research Evaluation Systems. In: Whitley, R.; Glaser, J. (Eds.), *The Changing Governance of the Sciences: the Advent of Research Evaluation Systems*. Dordrecht: Springer. 245-266.
- Gulbrandsen, M.; Slipersaeter, S. (2007): The Third Mission and the Entrepreneurial University Model. In: Bonaccorsi, A.; Daraio, C., *Universities and Strategic Knowledge Creation. Specialization and Performance in Europe*. Cheltenham: Edward Elgar, 112-143.
- Hicks, D. (2004): The Four Literatures of Social Science. In: Moed, H. F.; Glänzel, W.; Schmoch, U., *Handbook of Quantitative Science and Technology Research*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 473-496.
- Joly, P. B.; Mangematin, V. (1996): Profile of Public Laboratories, Industrial Partnerships and Organisation of R&D: the Dynamics of Industrial Relationships in a large Research Organization. *Research Policy* 25: 901-922.
- Krücken, G.; Meier, F. (2006): Turning the University into an Organizational Actor. In: Drori, G. S.; Meyer, J. W.; Hwang, H., *Globalization and Organization. World Society and Organizational Change*. Oxford: Oxford University Press, 209-240.
- Larédo, P.; Mustar, P. (2000): Laboratory Activity Profiles: An Exploratory Approach. *Scientometrics* 47 (3): 515-539.
- Latour, B.; Woolgar, S. (1979): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. New Jersey: Princeton University Press.
- Lauf, E. (2001): „Publish or perish?“ Deutsche Kommunikationsforschung in internationalen Fachzeitschriften. *Publizistik* 46 (4): 369-382.
- Lauf, E. (2005): National Diversity of Major International Journals in the Field of Communication. *Journal of Communication* 55 (1): 139-151.
- Lepori, B.; Probst, C. (2009): Using Curriculum Vitae for Mapping Scientific Fields. A Small-scale Experience for Swiss Communication Sciences. *Research Evaluation* 18 (2): 125-134.
- Marr, M. (Hrsg.) (2007): *Kommunikationsallrounder für die Mediengesellschaft Schweiz. Die Absolventinnen und Absolventen des IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich*. Zürich: vdf Hochschulverlag AG.
- Moed, H. F.; Glänzel, W.; Schmoch, U. (eds.) (2004): *Handbook of Quantitative Science and Technology Research*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Münch, R.; Baier, C. (2009): Die Konstruktion der soziologischen Realität durch Forschungsrating. *Berliner Journal für Soziologie* 19: 295-319.
- Nederhof, A. J. (2006): Bibliometric Monitoring of Research Performance in the Social Sciences and the Humanities: A Review. *Scientometrics* 66 (1): 81-100.
- Noyons, E. C. (2004): Science Maps within a Science Policy Context. In: Moed, H. F., Glänzel, W.; Schmoch, U. (Eds.), *Handbook of Quantitative Science and Technology Research*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 237-255.
- Porter, M. E. (1985): *Competitive Advantage: Creating and Sustaining Superior Performance*. New York: Free Press.
- Probst, C. (2009): *Serving Different Masters. The Communication Doctorate in the Knowledge Society*. Università della Svizzera italiana, Lugano: Dissertation, <http://doc.rero.ch/record/12264?ln=it> [21.12.2011].
- Probst, C.; Lepori, B. (2007): Für eine Kartographie der Schweizer Kommunikationswissenschaften. *Methodologische Ueberlegungen und ausgewählte Resultate*. *Studies in Communication Sciences* 7 (1): 253-270.

- Probst, C.; Lepori, B.; De Filippo, D.; Ingenhoff, D. (2011): Profiles and Beyond: Constructing Consensus on Measuring Research Output in Communication Sciences. *Research Evaluation* 20 (1): 73-88.
- Rindermann, H. (2003): Lehrevaluation an Hochschulen: Schlussfolgerungen aus Forschung und Anwendung für Hochschulunterricht und seine Evaluation. *Zeitschrift für Evaluation* 2: 233-56.
- Romano, G. (2006): Kommunikation. Zur Karriere eines Themas. *Medienwissenschaft Schweiz* 1+2: 85-88.
- Saxer, U. (2005): Zur Ausdifferenzierung von Lehre und Forschung der Publizistikwissenschaft: das Beispiel Schweiz. In: Schade, E. (Hrsg.), *Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation*. Konstanz: UVK, 69-110.
- Saxer, U. (2007): Schweizerische Kommunikationswissenschaft: transdisziplinär? *Studies in Communication Sciences* 7 (1): 231-252.
- Schade, E. (2005b): Was leistet die Publizistikwissenschaft für die Gesellschaft? Eine Rückschau auf wichtige Forschungsvorhaben zur Ausgestaltung der Medienlandschaft Schweiz. In: ders. (Hrsg.), *Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation*. Konstanz: UVK, 13-45.
- Schade, E. (Hrsg.) (2005a): *Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation*. Konstanz: UVK.
- Schmoch, U.; Schubert, T.; Jansen, D.; Heidler, R.; von Görtz, R. (2010): How to Use Indicators to Measure Scientific Performance: a Balanced Approach. *Research Evaluation* 19 (1): 2-18.
- Schönhausen, P. (2008): Kommunikationswissenschaftliche Forschung und Lehre in der deutschsprachigen Schweiz. Präsentation auf der Jahrestagung der DGPK 2008 in Lugano, 30.04.-02.05.2008, unveröff. Ms.
- SGKM Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft (2004): Evaluation der Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Schweiz. Selbstevaluationsbericht. Bern, <http://www.sgkm.ch/download/Selbstevaluation.pdf> [21.12.2011].
- Spaapen, J.; Dijkstra, H.; Wamelink, F. (2007): Evaluating Research in Context. A Method for Comprehensive Assessment. The Hague: Consultative Committee of Sector Councils for Research and Development, the Netherlands.
- Süss, D. (2000): Institutionelle Strukturen und Ausbildungssituation. *Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Schweiz*. *Medien Journal* 2/2000: 19-27.
- van Vught, F. (Ed.) (2009): Mapping the Higher Education Landscape. Towards a European Classification of Higher Education. Milton Keynes, UK: Springer.
- Viallon, P. (2008): Kommunikationswissenschaftliche Forschung und Lehre in der Romandie. Präsentation auf der Jahrestagung der DGPK 2008 in Lugano, 30.04.-02.05.2008, unveröff. Ms.
- Weingart, P.; Maasen, S. (2007): Elite through Rankings – The Emergence of Enterprising University. In: Whitley, R.; Gläser, J. (Eds.), *The Changing Governance of the Sciences*. Dordrecht: Springer, 75-99.
- Wissenschaftsrat (2008): Pilotstudie Forschungsrating Soziologie. Abschlussbericht der Bewertungsgruppe. Köln, http://www.wissenschaftsrat.de/download/Forschungsrating/Dokumente/Pilotstudie_Forschungsrating_Soziologie/pilot_ergeb_sozio.pdf [21.12.2011].
- Zukunftskommission (2006): Empfehlungen der Zukunftskommission für die Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Schweiz, http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/fileadmin/Redaktion/Institute/Sozialwissenschaften/Kommunikations-_und_Medienwissenschaft/Vowe/SV_Ausschuss/Zukunftskommission_Schweiz_Siegert.pdf [21.12.2011].